

Die Hut-Lena.

Eine Geschichte aus dem rheinischen Carneval. Von Hedwig Stephan.

Sie war in der ganzen Stadt, wenigstens bei allen denen, die etwas mitmachten, unter diesem Namen bekannt, und hatte man sie den Sommer über vergessen, dann würde doch sicher bei Wintersanfang, wenn die Carnavalsgesellschaften ihre erste „Damenziehung“ abhielten, wieder an sie erinnert. Denn jedesmal sah sie im „Reinoldshof“, in der „Funtenburg“ oder im „Kaisergarten“, wo eben gerade was los war, hinter ihrem Tisch mit den grünen Rattumvorhängen und verlaufte Schellentappen, ganz kleine bunte Atlaschleier, echte Papierpanamas und Mützen mit schönen Inschriften, wie „Zeppelin, der kleine Luftkutsch“, „Noch zu haben“, oder „Nicht knutschen!“

Man merkte Lenas bläsem Gesicht, das immer ein wenig müde unter dem rothblonden Wuschelhaar hervorlief, wirklich kaum mehr an, daß es einmal frisch und rosig und wunderhübsch gewesen war. Und doch hatten in ihrer Jugend die „Jungs“ gesagt, daß sie ein ganz leder Mädchen wäre, und sogar

Ja, es gab Lena noch immer einen Rud, wenn der Herr Stadtrath Kemper daherkam, der so schwer an seiner Würde und Wichtigkeit trug, und der ihr regelmäßig in jedem Jahre einen rothen Fetz mit Troddel abtaufte.

Wenn der wußte, daß sein Einziger mal ganz nahe daran gewesen war, ihm eine kleine Schußmachers-tochter aus der Kohlmarktstraße als Trodt ins Haus zu bringen!

Aber er hatte es sich dann noch zu guter Letzt noch anders überlegt, der flotte Hubert, hatte die Stadt verlassen und die Liebste auch und mußte wohl nur selten und auf kurze Zeit heimgekommen sein, denn die Lena war ihm nie wieder begegnet.

Gott, das war nun schon so lange her, in die achtzehn Jahre fast, und die Hut-Lena hätte vielleicht schon vergessen, wenn nicht eben der weißbärtige Herr Stadtrath immer den rothen Fetz bei ihr gelaufen hätte.

Heute war das große Kostümfest im „Kaffee“, und Lena sah hinter ihrem Tisch, unter dem noch ein mächtiger Waschkorb mit Reservestand, falls der Vorrath an Kopfbedeckungen, Pfauenfedern, Prüsschen und „Tröten“ obenauf nicht reichen sollte.

Sie hatte ein bides wollenes Tuch um die Schultern gelegt, denn hier bei den beschränkten Räumlichkeiten in dem alten Kaffee, wie sie sich innerlich sehr respektvoll ausdrückte, mußte sie beinahe auf der Treppe sitzen, und von der offenen Garde-robentür her zog es ganz erdrückend. Sie wollte eben hingehen, um sie zu schließen, als lebhaftes Stimmgeräusch sie unwillkürlich aufhorchen ließ.

„Nein, was für eine reizende Lieberfräulein, Herr Stadtrath! Und Sie hatten wirklich keine Ahnung?“

„Nicht die mindeste, Frau Direktor! Gerade ins Mittagessen kam uns das Pärchen ja herein.“

„Was, zehn Jahre soll das schon her sein, daß Sie zum letzten Male hier waren? Na, da haben Sie wohl Augen gemacht, nicht wahr? Unsere Stadt hat sich geradezu erstaunlich entwickelt.“

„Und gerade heute zum Kostümfest — das finde ich ganz besonders nett! Die Frau Gemahlin hat gewiß so einen echt rheinischen Carneval noch gar nicht kennen gelernt!“

Jetzt hatte sich die Gesellschaft endlich durch die etwas enge Garde-robentür geschoben und kam auf den Tisch zu.

Lena überließ es siedendheiß — wirklich, der Große mit dem spärlichen braunen Scheitel, das war Hubert Kemper!

Ganz tief senkte sie den Kopf — sie wollte durchaus nicht wiedererkannt werden. Aber ihre Bemühungen waren total überflüssig. Herr Kemper junior beachtete das untergeordnete Wesen gar nicht, das da mit so merkwürdig zitternden Händen in dem bunten Kram herumwühlte.

„Na, dann will ich mich auch wieder mit meiner tüchtigen Behauptung schmücken — geben Sie mal so einen Fegen her, Fräulein!“ sagte der alte Stadtrath jovial.

Ohne aufzublicken reichte Lena ihm das Gemütsstück hin und brachte nur leise und stotternd eine Antwort heraus, als Hubert Kemper sie nach dem Preis eines blau-weiß gestreiften Miniaturschlinders fragte.

„Der „alberne Mummenschanz“ ist ein lieber heimathlicher Brauch, Albertine — und außerdem ist irgend ein launelhaftiges Abzeichen erforderlich, wenn man nicht im Kostüm erscheint“, erwiderte Hubert ruhig und legte das Geld für den Cylinder auf den Tisch.

Die elegante Frau zuckte die Achseln mit einer so verächtlichen Bewegung, daß Hubert das Blut ins Gesicht schloß.

Er preßte indes wortlos die Lippen zusammen, reichte seiner Gattin den Arm und folgte der bereits voraufgegangenen Gesellschaft in den Festsaal.

Ganz verwirrt und erregt blieb Lena zurück.

Es passirte ihr, daß sie statt einer Münsterländer Haube einen Tirolerhut verabsolgte, und sie achtete kaum darauf, daß das Gesicht sich heute ganz besonders flott entwickelte. So flott, das der Grund des Reservestandkörpers demnächst erreicht war, und sie hätte nach Haus gehen können; aber heut war sie kein bißchen müde, wie doch sonst immer.

Und als kurz nach Mitternacht die Garberobentür mit verlockendem Gesicht zu ihr kam und sie bat, doch eine kleine halbe Stunde ihre Stelle einzunehmen, sie müsse jetzt durchaus mal ein Nickerchen machen, da freute sie sich beinahe, daß sie noch einen Grund zum Bleiben hatte.

Sie setzte sich in das Vorzimmer, das man heute mit zur Damengarderobe benutzt hatte, hinter einen der mäntelbeladenen Ständer, öffnete behutsam die Thür zum Wintergarten und lauschte mit rothen Wangen auf die Tanamust und den vergnüglichen Festlärm, der durch das rosengeblüht Portal des Ballsaals gedämpft zu ihr herüberklang.

Ab und zu wagte sich wohl auch ein Pärchen unter die kümmerlichen, beschaubten Palmen, sagte: „Hu, ist das kalt!“ und verschwand schleunigst wieder. Aber weiter war auch durchaus nichts Interessantes zu sehen oder zu hören, und Lena wurden schließlich doch die Augenlider schwer, als sie sich plötzlich mit einem Rud wieder völlig ermunterte.

Das war ja Hubert Kemper, der da eben, ziemlich laut und anscheinend erregt, sagte:

„Es ist unverantwortlich, wie Du Dich benimmst, Albertine!“

„O bitte, beruhige Dich, Hubert!“ kam es lächelnd zurück. „Ich kann es schon verantworten. Vor Dir sowohl wie vor diesen „Donatorinnen“ da drin, diesen braven Spießbürgern, die nicht einmal eine Ahnung davon haben, wie tömisch sie wirken mit ihrer Gespreiztheit und ihren rückwärtigen Ansichten!“

Man hörte es Huberts Stimme an, daß er sich gewaltsam zur Ruhe zwang, als er jetzt erwiderte:

„Man kann darüber verschiedener Meinung sein, aber ich verzichte gern auf eine weitere Auseinandersetzung. Nur, daß diese braven Spießbürger meine nächsten Verwandten, liebe, werthgeschätzte alte Freunde von mir sind, das scheint Du ganz und gar zu vergessen!“

„Nicht im mindesten, Hubert. Wie könnte ich das auch? Du erinnerst mich doch wirklich zu Genüge an Deine Zugehörigkeit zu diesen Philistertreuzen.“

„Albertine!“

„Run?“

Albertine klappete mit hörbarem Rud ihren Fächer zu. „Ich konstatiere doch nur Thatsachen. Oder willst Du es vielleicht leugnen, daß Du Dich hier ganz ausnehmend wohl fühlst? Und, lieber Gott, ich habe ja nichts dagegen — nur vor mir müßt Du nicht verlangen, daß ich das gleiche thue. Ich habe Dich hierher begleitet, habe meinen Nerven das Allerbeste zugemuthet — zu weiters bin ich nicht verpflichtet. Mir fehlt eben wohl das Verständnis für Eure berühmte „rheinische Gemütslichkeit!“

„Ja, und dafür leidet nicht allein!“ rief Hubert mit kaum beherrschter Heftigkeit. „Du weißt ja auch gar nicht, was das heißt, wenn man Sehnsucht hat nach der Heimath, Du konntst ja gar nicht begreifen, wie einem zumutet ist, wenn man die engen Gäßchen wieder sieht und den alten grauen Kaffee, wo man die Schulbank gedrückt hat, und alle die Orte, an denen man einmal jung und fröhlich war — Du —“

Er brach kurz ab, als wollte er ein bitteres Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, unterdrücken.

Albertine lachte spöttisch auf.

„Himmel, wie sentimental! Ich würde mich wirklich nicht wundern, wenn Du hier noch eine romantische Jugendliebe entbedest! Aber ich meine, wir haben uns nun genügend ausgesprochen — ich wenigstens ersehne keine Fortsetzung Deiner Liebenswürdigkeiten und möchte nach Haus.“

Lena hatte gerade noch Zeit, sich in die hinterste Ecke des kleinen Zimmers zu schleichen, als auch schon die Seibenschlepper der gnädigen Frau rarscheln über die Dielen legte.

„Fräulein — bitte!“

Und als Lena zögernd zum Vorschein kam, winkte sie ungeduldig mit der Hand.

„Den hellblauen Mantel mit Her-

melin, Fräulein — aber erst die Galoschen, bitte.“

Wie unter einem Zwang kniete Lena nieder und streifte die pelzbesetzten Halbhiel über den schmalen, aristokratischen Fuß.

Und als sie sich erhob, begegneten ihre Augen einem anderen Augenpaar, das in ungläubigem Staunen, fragend erst, dann erkennend, auf ihr ruhte.

„Ein hellblauer Mantel, Fräulein — ich glaube, ich sagte es bereits einmal! Da — hier ist er ja schon — so, danke — möchtest Du nicht jetzt auch Deine Sachen nehmen, Hubert? Oder beabsichtigt Du, mit dem Cylinder nach Haus zu gehen, den Du so trampfhaft in der Hand hältst?“

Hubert fuhr auf wie aus einem Traum.

Er warf noch einen langen Blick auf die blonde Lena, stellte mechanisch den kleinen Seidenhut auf das Tischchen unter dem Spiegel und reichte seiner Frau den Arm.

Die Hut-Lena ist jetzt eine richtige alte Jungfer geworden.

„Schrollen hat sie auch!“ sagen die Leute.

Denn mitten auf der Kommode in ihrem Stübchen steht unter einem Glassturz ein kleiner blau und weiß gestreifter Cylinder, und wenn man sie mit dem „theuren Andenken“ neckt, kann sie ordentlich böse werden.

„Ich hab' mir früher manchmal gedacht, daß es doch arg ungerecht zugeht auf der Welt, und daß unferens bloß dazu da ist, um zuzugucken, wie's andere Leute gut haben.“

Aber wenn ich jetzt den Hut anseh', dann mein ich immer, so schlimm wär's gar nicht damit. Jeder kriegt's meistens so, wie er's verdient hat, und manch einer möcht' sicher und gewiß seinen feinen Cylinder und was sonst noch so daran herumklingeln, gerne los sein, wenn er man dafür ein einfache Klappmütz tragen dürft!“

Und dann streicht sie mit der Hand sacht über den bunten verblühten Atlas und nicht nachdenklich vor sich hin.

„Ja, es steht eben fest, daß sie „en bißchen je“ ist, die Hut-Lena.“

Körperliche Fehler als Modeschöpfer.

Es giebt eine Reihe von Moden, die nur aus dem Wunsch entstanden, irgend einen körperlichen Fehler, ein Gebrechen zu verbergen und die sich dann so lange erhielten, bis man ihren merkwürdigen Ursprung schließlich ganz vergaß. Die Töchter des Königs Ludwig IX. von Frankreich hatten ungewöhnlich große Füße, deshalb erfanden sie, so sagt man, das Schlepptleid. Die Gemahlin des Königs Philipp III. war von der unglücklichen Mutter Natur mit einem Halbe bedacht worden, der, wie ein ungalanter Höflich sagte, einen Storch hätte beschämen können — sie brachte die hohen Halsträufen in Gebrauch. Von einem Könige von England, der an Fußbedeckung litt, rührten, so erzählt man, die breiten, im Mittelalter gebräuchlichen Schuhe her, und Ludwig XIV. von Frankreich soll die niedrigen Allongepetiden nur deshalb zum Modegeschick an seinem Hofe erhoben haben, weil sein Radem mit sehr hässlichen Geschwulsten bedekt war. Die heute noch bei unsrer Frauen beliebte Mode, ihr Haupt mit einem Ketten oder einem Bande von dem ein Edelstein bis auf die Mitte der Stirn herabfällt, zu schmücken, ist auf die schöne Herroniere, die Geliebte des Königs Franz I. von Frankreich, zurückzuführen: sie soll auf der Stirn eine kleine Brandwunde gehabt haben, die sie fürte; einer anderen Ueberlieferung zufolge sprang der sittsamen Bürgerfrau, als der König ihr mit Liebesanträgen nahe, vor Empörung ein Aederchen an der Stirn und hinterließ eine Narbe.

Es ist aber nicht einmal nothwendig, so weit in der Geschichte zurückzugreifen. Man weiß, daß die Königin Luise von Preußen von auffallender Schönheit war, namentlich ihre Arme und ihre Schultern erinnerten an die Statuen des klassischen Alterthums. Nur ihr Hals war nicht von vollendetster Form, und wenn es auch eine Legende ist, daß die Königin einen Kropf gehabt habe, so war dieser Mangel doch die Ursache, daß sie sich niemals ohne Halsstuck zeigte. Die englische Sitt des „Handshakes“, des Händeschüttelns mit erhobenen Ellbogen, stammt von einer englischen Prinzessin her, die ein schmerzhaftes Geschwür in der Achselhöhle hatte, und ihr Beispiel fand schnell am ganzen Hofe Nachahmer. Fast scheint es, daß die Höfliche in früheren Zeiten weniger geneigt waren als jetzt, jede noch so unschöne und unvernünftige Mode ihrer Fürsten mitzumachen. Denn als Philipp der Gute von Burgund 1461 erkrankte und die Aerzte verordneten, der Kopf müßte ihm lahl geschoren werden, befahl er, daß alle Edelleute seines Reiches sich derselben Prozedur unterwürfen. Und da die meisten den Gehorsam verweigerten, ließ er jeden Widerpfechtigen aufgreifen und gewaltsam mit dem Scheermesser bearbeiten.

Wie es selten Komplimente gibt ohne Lügen, so finden sich auch selten Großheiten ohne alle Wahrheit.

Szene in einem Straßenbahnwagen zu Konstantinopel.

Aus Konstantinopel wird folgendes Geschichtchen erzählt: Dem Orientreisenden ist bekannt, daß alle Schiffe, Trambahnen und Eisenbahnwagen besondere Damenabtheile, auf türkisch „Harem“, besitzen, zu denen Männern der Zutritt strengstens untersagt ist. Fährt da kürzlich ein Trambahnwagen nach Dolmabahische, im „Harem“ sitzen zwei Offiziere, die, da keine Damen im Wagen waren, dort Platz genommen hatten. An einer Haltestelle steigt noch Jemand in den „Harem“ ein: ein langer, hochaufgeschossener Sohn Rubiens mit blendend weißen Zähnen hinter den schwelligen Lippen und einer Handschuh- und Stiefelnummer, die weit über das Normalmaß hinausging. Der Wagen fährt weiter. Die nächste Haltestelle „Dur!“ (Halt!) ruft der Kaiserliche. Zwei niedliche Hanüms, die nicht weiter durch den nassen Schnee tappen wollen, steigen aus.

Die beiden Offiziere machen schleunigst Platz. Der braungebleibte Rubier rührt sich nicht. Thut, als ob er mit Fuß und Recht in den „Harem“ hineingehöre. Der Schaffner mahnt den Unbeweglichen, das Frauenabtheil zu verlassen. Der aber rührt sich nicht. Und als ihm der Schaffner endlich vorkommt, daß Männer nicht dahineingehören, sagt er mit aller Seelenruhe: „Ich bin kein Mann.“ — „Der Offizier ist aber doch auch keine Frau, daß er das Recht hätte, hier zu bleiben“, entgegnete der Schaffner. Worauf der Rubier behauptet: „Gewiß, ich bin weder eine Frau, noch bin ich ein Mann; ich bin ein Amphibium.“ Die Fahrgäste, denen der Streit zwischen den Beiden Spaß machte, gaben dem Rubier, in dem man einen Wächter aus einem Harem erkannte, Recht. Der Schaffner fügte sich und meinte nur: „Der Kontrolleur muß entscheiden, ob Amphibien berechtigt sind, im „Harem“ zu fahren.“ Das „Amphibium“ fuhr also, grinsend über seinen Sieg, bis zu seiner Bestimmungsstation. Und da der Kontrolleur nicht kam, so ist die wichtige Frage, ob ein „Amphibium“ zu den Männern oder zu den Frauen gehöre, heute noch unentschieden.

Wie man gestiftet essen soll. (Anstandsregeln vom Jahre 1766.) Der Predigtamtskandidat C. A. Vinet hat in der Bibliothek des tgl. Predigerseminars zu Wittenberg, die zum größten Theil aus den Beständen der alten Wittenberger Universitätsbibliothek besteht, ein Werk aufgefunden mit dem Titel: „Statute des Churfürstlich-Sächsischen Convents, torig auf der Universität Wittenberg“. Diese Statuten entstanden 1766. Daraus, daß solche Bestimmungen über gestiftetes Benehmen bei Tisch überhaupt erlassen werden mußten, kann man einen Rückschluß darauf ziehen, wie es damals — Goethe war zu jener Zeit 17 Jahre alt — unter den Studenten bei Tisch zugehoben pflegte. — Hier einige der charakteristischsten Artikel aus dem Buchlein: Art. 24. Wer vor dem andern, beim Fleisich und Braten in die Schüssel fährt, ist in 6 Pf. Strafe verfallen. — Art. 25. Die Zugschüssel und Gabeln sollen mit Löffeln getheilt werden, jedoch, bei 2 Gr. Strafe, die Suppe weiter nicht unter die Zugschüssel, noch die Zugschüssel in die Suppen-Schüssel geschüttet, sondern jedesweils allein gegessen werden. — Art. 26. Die Kleinen auf dem Tische ohne Vorbehalt gemachten Fleckes werden ohne Versehen; wer aber das Salzfaß nicht bedenken kann, wird mit 3 Pf. Strafe gebüßt, und mit 6 Pf., wenn der Fleck größer ist. — Art. 27. Wer eines anderen Becher mit Bier umstößt, zahlt neben der, im vorigen Artikel bestimmten Strafe, noch 3 Pf. wie auch eben so viel dem Detonomen vor dem Ertrag des Getränke. — Art. 28. Wer aber mit seinem eigenen Becher dergleichen begeht, soll neben obiger Strafe, dießmal schlechterdings leer ausgehen. — Art. 29. Niemand soll dasjenige, was er zu seinem Theile mit der Gabel oder Messer angefaßt, oder auf das Tischschüssel geworfen, wieder zurück in die Schüssel legen bei 6 Pf. Strafe. — Art. 30. Es ist keinem Convictualen, bei Stägiger Suspension vom Tische und Strafe des Ertrages, erlaubt, sich des Anwesenden Brodt oder Semmel anzumachen, oder für ihn abzufordern, oder ein Brodt heimlich wegzunehmen, welches ebenso mit dem Biere gehalten wird. — Art. 31. Es ist zwar etwas Salz mit dem Messer, nicht aber mit dem Brodt, oder Finger, oder Löffel, auf den Teller zu nehmen erlaubt, wofür selbst es jedoch reine zu halten, damit der Rest wieder in das Salzfaß gethan werden könne. Dieses aber soll keiner umschmeißen, oder mit Speise oder sonst unsauber machen, noch das Salz auf dem Tische verschütten, oder auf dem Teller liegen lassen; alles bei 3 Pf. Strafe. — Art. 32. Salz vom Tische mit wegzunehmen, ist, neben dem Ertrag, bei 14tägiger Suspension vom Tische, untersagt. — Art. 33. Wer von diesem Churfürstlichen Beneficium über spricht, verliert sofort sein Recht, sothanen gemeinen Tisches.

Humoristisches

Eine Perle. Frau (zum Gatten): „Unsere neue Köchin ist wirklich eine Perle, so fleißig, so akkurat, so sparsam und unermüdblich! Jetzt müssen wir bloß noch probieren, ob wir ihr den Lohn schulbig bleiben können.“

Verlorende Stellung. Dienstmädchen: „Ist das hier richtig, wo ein Dienstmädchen gesucht wird?“ Hausherr: „Jawohl, meine Frau sucht immer ein Dienstmädchen!“

Verblümt. Bekannter (zum Porzellanhändler): „Wie lebt denn das junge Ehepaar zusammen?“ „Großartig; wenn sich alle Leute so vertragen würden, da könnte man noch auf einen grünen Zweig kommen!“

„Wieso?“ „Alle Tage ein Duzend Teller!“

Ein fleißiges Bureau. „Ich könnte jetzt meinen Urlaub haben, aber die beiden Kollegen verlangen, daß ich einen Vertreter stelle!“ „Ist denn jetzt so viel zu thun?“ „Bewahre, aber es fehlt immer der dritte Mann zum Stat!“

Verrechnet. „Warum so zornig; was ist vorgefallen?“ „Ja, denken Sie, mein Onkel hatte doch die verrückte Liebhaberei, alte Zylinderhüte zu sammeln. Um mich bei ihm einzuschmeicheln, zeigte ich immer das lebhafteste Interesse für seinen Sport, habe ihm selbst alle Kataloge, die ich auftreiben konnte, hingeschleppt; und jetzt, wo er gestorben ist —“

„Sind Sie enterbt?“ „Nein; aber das Geld haben die anderen Verwandten gekriegt und ich als sein lieber Mitarbeiter, der sein Wert weiterführen soll . . . die alten Zylinderhüte!“

Netter Zustand. Nachtwächter: „Warum öffnet denn Ihre Frau nicht; da steht sie doch wohl am Fenster?“ Betrunkener (kleinlaut): „Ich glaube, sie erkennt mich gar nicht; wir sind nämlich erst vier Wochen verheiratet, und heute bin ich zum ersten Male betrunken!“

Zwangslage. Madame: „Wie können Sie sich unterziehen, den ganzen Käse aufzufressen?“ Dienstmädchen: „Ach, Madame, der verbreitete einen Geruch, ich konnte es mir nicht hier in der Küche nicht mehr aushalten!“

Aus der Schule. Lehrer (der den Kindern das Wort „Kamerad“ erklären will): „Nun, wir nennen man einen Menschen, der alles für uns thut, ohne irgendwelche Bezahlung dafür anzunehmen?“ Als sich kein Schüler meldet, fortfahrend: „Nun? Ein Kam . . . Kam . . . Na, was, wießt Du es nicht?“

„Ein Kamerad!“

„Sie von heute.“ „Was Sie sagen! . . . Sie haben sich also scheiden lassen, meine Gnädige?“

„Ja — wir haben uns endlich einverstanden!“

Nach der Hochzeitstheie. „Servus! Also nicht abgestürzt?“ „Nein, nur 'reingefallen!“

Aus der Kinderstube. Karlchen geht mit seiner Nonne spazieren. Nach alter Philosophensitte fragt sie ihren „Schüler“ unterwegs dies und das und belehrt ihn über Welt und Menschen.

„Wie entsteht Thau?“ fragt sie ihn unter anderem.

Darauf kommt die verblüffende Antwort: „Wenn die Erde sich 24 Stunden gedreht hat, so schmilzt sie.“

Schüttelreim einer Köchin. Mein Grenadier, nun heiß ein Zn's frische, laß'ge Eisbein!

Der atlantische Ozean. „Und wie gefällt Dir mein neuer Hut?“ „Ganz gut; Du hast ihn nur um zehn Jahre zu spät aufgesetzt.“

Schwere Arbeit. „Bin ganz taput; sieben Gänge hinter mir.“ „Geschäft?“ „Rein . . . Diner!“

Er kennt sich aus. „Und mit diesen Schulden verkehren Sie in so feiner Gesellschaft?“ „Wo soll ich sonst meinesgleichen suchen?“

Belchrung. „Fritz, Papa, was ist das eigentlich? Abiakt?“ Vater: „Das ist eine moderne Form des Selbstmordes!“



„Was machen Sie auf der Leiter da oben?“ — „Ich seh' nur nach, ob meine Alte schon schläft.“



„Sag' mal, Schach, wieviel hast du eigentlich Jahre?“ — „Nun, ich deute 32, wie jeder Mensch!“ — „Ach geh' — so viel haben ja in deinem feinen Mund gar nicht Platz!“



Mutter: Märchen zeig' doch mal dem Entel Doktor, was du alles schon fannst! — Wie heißen denn die Monatsnamen?

Mar: Januar, Februar, usw., usw. Doktor: Ach, das ist ja famos, mein Schindl! Nun sage mal, fannst du mir auch diese Monatsnamen ungeheuer hertragen?

Mar (sch unbedeutend): Ja, Entel Doktor, Januar, Februar, März, April, usw., usw.



„So, nun glaube ich, die Haare ganz nach Wunsch gestutzt zu haben; ich bitte, sch' nur durch einen Blick in den Spiegel überzeugen zu wollen, daß der Stopp ganz rund zueinander ist!“

„Nun, das wäre nicht 'rad notwendig gewesen — ich sch' ja nicht stetel damit!“



Rechtsanwalt: „Ich habe mein Möglichstes getan, Frau Ohnemann, aber Ihr Hansrüt hat absolut nicht länger zu bewegen, Ihnen die Briele noch länger zu humpeln. Er meint, wenn es Ihnen gar so sehrd' angeht, dann sollten Sie sich mehr einkindeln und vor Allem kein Dienstmädchen halten!“

Altenliebe: „Der Mann bricht mir der Blinde von den Fäßen. Eine Dienstmädchen müßte ich ja verhungern!“

Rechtsanwalt: „Bischo?“

Altenliebe: „Na, soll ich, was ich zum Leben brauche, vielleicht selbst beim Käder, Fleischer, Gemüse- und Milchhändler zusammenbringen?“